

# Angriff auf die Orchester

In Basel fordert eine Initiative, Subventionen radikal zugunsten freier Musikschafter umzuverteilen. Was sagen die grossen Institutionen dazu? **Von Anna Kardos**

Tradition ist oft der schöne Ausdruck für historisch gewachsene Ungleichheit. Die Zeiten ändern sich, Tradition bleibt. Selbst wenn dadurch die Dinge in Schiefelage geraten. So zumindest sieht es die IG Musik Basel, eine Interessengemeinschaft von Musikern in Basel-Stadt, wo heute 96 Prozent der Musiksubventionen an Institutionen gehen und nur 4 Prozent an Freischaffende. Und wo 97 Prozent der Subventionen in die Klassik fliessen, während sich andere Genres mit den restlichen 3 Prozent begnügen müssen – obwohl es mehr freie als angestellte Musikschafter gibt und insgesamt mehr Pop, Hip-Hop und Jazz als Klassik.

«So, wie es jetzt ist, ist es verrückt», sagt Fabian Gisler, Jazz-Kontrabassist, Mitbegründer und treibende Kraft der Interessengemeinschaft. Im Herbst wird die IG eine Volksinitiative für zeitgemässe Musikförderung lancieren. Ihre Forderung: Die Institutionen sowie freies professionelles Musikschafter sollen je mindestens 33 Prozent des Förderbudgets erhalten, die restlichen 33 Prozent nach Bedarf gesprochen werden.

## Ab in die Zweiklassengesellschaft

Es ist ein Sturm auf die Bastille der Kulturförderung mit den Mitteln der direkten Demokratie. Wie realistisch ist er? Zunächst: Die Kritik ist berechtigt. Wer heute Jazz oder Pop studiert, durchläuft eine vergleichbare Ausbildung wie klassische Musiker, um anschliessend in einer Zweiklassengesellschaft zu landen. Im Bereich Jazz sind die Gagen bis heute markant tiefer, die Bedingungen drastisch schlechter als in der Klassik. Die Initiative wirft aber auch Fragen auf. Da sie für Freie einen Anteil von 33 Prozent am Gesamtbudget fordert, würden entweder die bisherigen Bezüge verlieren – oder aber die Gesamtsubventionen um rund die Hälfte aufgestockt werden müssen. Hier stellt sich die Initiative durch ihre Radikalität womöglich selbst ein Bein.

Und überhaupt, was sagen die Institutionen dazu? Hans-Georg Hofmann, künstlerischer Leiter des Sinfonieorchesters Basel, sieht es so: «Wenn wir tatsächlich nur noch einen Drittel bekämen, müssten wir nahezu die Hälfte unserer Orchestermitglieder entlassen. Wir sind dann kein Sinfonieorchester mehr. Es wäre die Zerstörung unserer DNA.» Zumal Institutionen keineswegs ins Blaue hinaus gefördert würden: «Subventionen für Institutionen sind Leistungsaufträge. Da muss man auch die Frage stellen: Wären freie Bands bereit, jeden zweiten Abend mit einem fremdbestimmten Programm aufzutreten?»

Auch Ilona Schmiel, Intendantin des Tonhalle-Orchesters Zürich, sagt: «Über Prozente zu reden, ist zu einfach. Es gibt eine Breitenkultur und eine Spitzenkultur. Letztere ist kostspielig, schafft aber bleibende Werte und wirkt als Magnet für grossartige Musikerin-



Oper, Ballett, Neue Musik – beim Sinfonieorchester Basel sind die Subventionen an eine Leistungsvereinbarung gebunden.

## «Wären freie Bands bereit, mit einem fremdbestimmten Programm aufzutreten?»

nen und Dirigenten. Es ist eine kulturpolitische Frage. In was für einer Stadt wollen wir leben?»

Wer heute in Basel lebt, hat ein reiches Musikbiodiversität über die Genres hinweg um sich. Das müsse man pflegen und lebendig erhalten, ist Hofmann überzeugt. «Deswegen habe ich Verständnis für die Initiative. Bevor man aber über die Verteilung spricht, sollte man erst einmal über Inhalte sprechen, darüber, was Kultur und was Kommerz ist, weil nur das Erste den Bildungsauftrag erfüllt.» Den Pool für sämtliche freien Musikschafter und Stile zu öffnen, hiesse zudem, Anfragen und Angebot ungleich stärker zu kuratieren, da die Institutionen auch als Garant für Qualität funktionieren. «Auf eine Orchesterstelle haben wir über 100 Bewerbungen aus der ganzen Welt», sagt Hofmann.

Auch Gisler weiss, was Qualität ist. Als Kontrabassist konnte er es in Sachen Üben mit Starpianist Lang Lang aufnehmen, der mit acht Jahren acht Stunden übte, mit neun neun, mit zehn zehn. Das Üben tat auch bei Gisler seine Wirkung. Zudem hatte er das Glück, mit seiner damaligen Band Rusconi von den Rädchen der Förderung erfasst zu werden. Zunächst durch den Popkredit der Stadt Zürich, dann durch ein Programm der Pro Helvetia. Die Band wurde zum erfolgreichsten Schweizer Trio seiner Generation, tourte, gewann Preise. Das will Gisler auch anderen ermöglichen. «Es geht

nicht um eine Anspruchshaltung. Sondern darum, überhaupt Zugang zu Förderung zu haben. Wir sind eine vielfältige Gesellschaft mit einer vielfältigen Musiklandschaft. In der Förderung ist das nicht abgebildet, obwohl wir diese mit unseren Steuern zahlen.»

## Das Budget vergrössern

Wie aber soll das gehen, den einen mehr zu geben, ohne es den anderen wegzunehmen? «Wenn Politik und Institutionen sich für mehr Mittel engagieren, braucht es keine Kürzungen», ist Gisler überzeugt. Schliesslich habe Basel selbst im Corona-Jahr mit 300 Millionen Überschuss abgeschlossen. Dass die Kulturstadt sich mit der Eröffnung des umgebauten Stadtcasinos als Musikstadt positioniere, lässt auch Hofmann hoffen: «Gerade jetzt ist es eine gute Investition, das Subventionsbudget zu vergrössern. Auch für Stiftungen und Mäzene wäre es interessant, diesen Weg gemeinsam zu gehen.»

Überhaupt heisst das Zauberwort: gemeinsam. «Grosse Institutionen müssen sich überlegen, wie sie mit der freien Szene zusammenarbeiten. Es gibt viele Möglichkeiten, die sinnvoll sind», sagt Ilona Schmiel. Dass das Sinfonieorchester Basel seit einigen Jahren mit Rockbands zusammenspannt, ist ein erster Schritt auf einem gemeinsamen Weg. Und vielleicht ist es ja so einfach: Wo das Gemeinsame stark wird, rückt die Frage nach Prozenten in den Hintergrund.

## Der letzte Blues auf SRF 2



### Zugabe

Manfred Papst

Vielleicht ist es ja noch nicht elf, wenn Sie diese Zeilen lesen. Dann schalten Sie bitte Ihr Radio ein. Auf

SRF 2 läuft um diese Zeit nämlich die allerletzte Ausgabe der wöchentlichen Literatursendung «52 Beste Bücher». Sie ist von den Programmverantwortlichen mit dem üblichen Geschwätz von veränderten Bedürfnissen einer immer jünger werdenden Zuhörerschaft gekippt worden.

Pro memoria: Die Sendung bestand jeweils aus einem einstündigen, von profilierten Mitgliedern der Kulturredaktion geführten Gespräch über ein neues Buch, an dem der Autor oder die Autorin teilnahmen. Die Sendung war eine wohlthuende Ausnahme im üblichen Häppchen- und Fast-Food-Angebot. Gegen ihre Einstellung haben deshalb nicht nur alarmierte Zuhörerinnen und Zuhörer, sondern auf Initiative von Alain Claude Sulzer auch etliche Autorinnen und Autoren aus der Schweiz, Deutschland und Österreich protestiert: Jonas Lüscher, Eva Menasse, Klaus Merz, Sibylle Berg, Thomas Hürlimann und viele andere. Sie haben die Direktorin Nathalie Wappler auf die Einmaligkeit der Sendung im ganzen deutschsprachigen Raum hingewiesen. Es hat nichts genützt.

Einmal mehr zeigt sich: Die Feinde der Kultur sitzen in den Chefetagen der Medien. Frech behaupten sie, die Banalisierung des Angebots werde vom Publikum gewünscht. Sie verkaufen die Ideenlosigkeit, mit der sie auf Sparzwänge reagieren, dreist als Vorwärtsstrategie. Wenn sie wenigstens ein bisschen besser lügen würden!

Aber nein: Sie bringen nicht mehr fertig, als den Vorgang schönzureden oder zu beschweigen. Nicht einmal einen gehörigen Trommelwirbel und Tusch gönnen sie der Sendung zum Schluss. Still und leise wird sie abgesetzt. Wer sich beim Sender erkundigt, ob das heutige Gespräch von Esther Schneider mit dem Tessiner Alberto Nessi über sein Corona-Journal «Blues in C» tatsächlich die letzte Sendung sei, wird betreten an die SRF-Kommunikationsstelle verwiesen, und die zitiert René Schell, «Stabschef SRF Kultur und Leiter Audio & Musik a. i.», mit dem Satz, ja, das sei so. Dazu gibt's ein Trösterli: «Das neue Literaturformat ist in Entwicklung; Details werden zu einem späteren Zeitpunkt kommuniziert.»

Der Autor Pedro Lenz hat die SRF-Strategie so zusammengefasst: «Wir haben keinen Plan, aber den ziehen wir radikal durch. Wir zerstören mal, was wir haben, und schauen dann später, ob sich aus dem Trümmerhaufen vielleicht etwas machen lässt.» Genau so ist es.

Schillers Gedicht «Nänie» beginnt mit den Worten «Auch das Schöne muss sterben». Das Schöne: Das sind die «52 Besten Bücher». Am Schluss aber steht: «Das Gemeine fährt klanglos zum Orkus hinab.» Auch da ist mir klar, wer gemeint ist.

## Kurz und gut

### Literatur

#### Roman ★★★★★

**James Baldwin: Ein anderes Land.** Übersetzt von Miriam Mandelkow. DTV 2021. 572 S.

Liebe ist keine Rettung. Nicht für Rufus und Leona, den schwarzen Jazzmusiker und die weisse Kellnerin in Harlem. Und nicht für alle anderen Paare in «Ein anderes Land». Gesellschaftliche und persönliche Gewalt dringt auch in ihre intimsten Beziehungen ein. James Baldwins Roman erschien 1962, doch seine Reflexion der Auswirkungen von Rassismus ist frappierend aktuell und tiefgründig und mitreissend erzählt, auch dank der neuen Übersetzung von Miriam Mandelkow. Angesichts der Gewalt schreibt Baldwin mit Finesse über Liebe und Sex – und mit Klarsicht über die USA. (Iau.)

### Jazz

#### Klaviertrio ★★★★★

**Paul Bley: Touching & Blood Revisited.** Hat Hut Records.

Werner X. Uehlingers Basler Label Hat Hut kümmert sich um die Avantgarde von gestern und heute. Einen bisweilen unterschätzten modernen Klassiker präsentiert es mit dem kanadischen Pianisten Paul Bley (1932–2016), dessen Trios der 1960er Jahre man cum grano salis als Missing Link zwischen jenen von Bill Evans und Keith Jarrett bezeichnen könnte. Die hier versammelten Studioaufnahmen aus Kopenhagen 1965 und ein Live-Mitschnitt aus Harlem 1966 zeigen Bley im Interplay mit Kent Carter bzw. Mark Levinson am Bass und Barry Altschul am Schlagzeug. Glanzlichter des Albums sind vier wunderbare Stücke von Annette Peacock. (pap.)

### Klassik

#### Geigenkonzert ★★★★★☆

**Mozart Violin Concertos Nos. 3 & 5.** Sebastian Bohren; Chaarts Chamber Artists, Gabor Takacs-Nagy. Avie Records.

Manchmal wünscht man sich, Mozart hätte mehr zweite Sätze komponiert. Etwa, wenn man Sebastian Bohren mit Mozarts Violinkonzerten hört. Schwerelos und zart schwebt seine Geige über dem lebendig pulsierenden Orchester. Das ist schiere Schönheit. Die Zeit steht still. Vielleicht, weil Bohrens Ton an die grossen Geiger der Vergangenheit erinnert, vielleicht auch, weil er der Musik keine exaltierte Sichtweise aufdrängt. Das Ensemble Chaarts ist mit seiner überbordenden Spielweise eine willkommene Abwechslung dazu – und lässt einen ab und zu lächeln. (ank.)



Der Schweizer Sebastian Bohren mit seiner Guadagnini-Geige aus dem Jahr 1761.

### Kino

#### Spielfilm ★★★★★☆

**Minari.** USA 2020, 115 Min. Regie: Lee Isaac Chung. Im Kino.

Der gebürtige Koreaner Jacob Yi (Steven Yeun) verlässt das relativ sichere Kalifornien, um sich im ruralen Arkansas der 80er Jahre eine Existenz als Gemüsebauer aufzubauen. Das führt zu Konflikten mit seiner Frau Monica und zu Schwierigkeiten für seine Kinder, aber auch zu neuem Zusammenhalt. «Minari» ist ein sehr unaufgeregtes und fast universal gültiges Porträt einer Familie, die es wagt, sich in der Fremde eine neue Existenz aufzubauen. Obwohl die Schwierigkeiten dabei keineswegs ausgeklammert werden, überwiegen Warmherzigkeit, Humor und der Glaube an eine bessere Zukunft. (dos.)